



FISCHER

LYNN CULLEN

**DIE
FORMEL
DER
HOFFNUNG**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Maria Poets



| FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER

Copyright © 2023 by Lynn Cullen
Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Woman with the Cure« bei Berkley, New York,
einem Imprint von Penguin Random House.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2023 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Birgit Albrecht
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-949465-13-0

*Für die Kinder in meinem Leben, Keira, Ryan,
Will, Maeve, Vivi, Olivia und Sloane,
mit Dank an Dr. Dorothy Horstmann
für ihre Hilfe, sie zu schützen.*

*Alle Wahrheiten sind einfach zu verstehen,
sobald sie entdeckt wurden.
Die Schwierigkeit ist, sie zu entdecken.*

GALILEO GALILEI

1940 – 1941



EINE EHEFRAU

1940

Arlene kam einfach nicht über die leeren Schwimmbecken hinweg. Es war der erste Juli. Das Wasser sollte nur so schäumen vor Kindern. Ein Rettungsschwimmer sollte auf seinem Holzthron lässig mit seiner Trillerpfeife spielen, Mütter sollten Thermosflaschen mit Kool-Aid herausholen, in Wachspapier eingepackte Sandwiches mit Eiersalat verteilen und die Steinchen der Beckeneinfassung von den schlaffen Windeln der Kleinsten fegen. Doch jetzt klaffte das Becken weit auf wie die Zahnreihe eines Kindes, in der sich gerade die erste Lücke zeigte. Der einzige Besucher war ein kurzhaariger schwarzer Hund, der ein Bonbonpapier fraß.

In bereits schweißnassen Kleidern versuchten Arlenes zweieinhalb und vier Jahre alte Mädchen von der Rückbank nach vorn zu klettern. Sie hielt sie mit einem Arm zurück, während sie den Anschlag an einem Telefonmast las:

GEFAHR!

KINDERLÄHMUNG!

POLIO!

DIE BADEANSTALT IST GESCHLOSSEN!

AUF ANORDNUNG DES GESUNDHEITSAMTES DER
STADT NASHVILLE IST DAS SCHWIMMEN VERBOTEN

»Mädels! Es ist geschlossen. Setzt euch wieder hin!«

Sie hatte nicht damit gerechnet, dass das Bad geöffnet sein würde. Es war den Großteil des Sommers über geschlossen gewe-

sen. Sie war auf dem Weg ins Krankenhaus, um ihrem Mann das Mittagessen zu bringen, und hatte nur hier angehalten, damit die Mädchen es selbst sahen und sie nicht länger anbettelten, baden zu gehen.

Arlene fuhr weiter, durch den Park mit den hohen Bäumen, vorbei an leeren Schaukeln, vorbei an einem stillgelegten Karussell, vorbei an verwaisten Wippen. Kurz darauf kamen sie in ein Viertel mit weißen Fachwerkhäusern. Frauen in Schürzen hängten im Garten Wäsche auf, Katzen saßen draußen auf der Veranda neben dem Drahtkorb des Milchmanns, und Männer schoben den Rasenmäher über den dunkelgrünen Augustrasen. Nirgendwo waren Kinder zu sehen. Es wirkte wie ein Bild von Norman Rockwell, aus dem die Kinder herausgemalt worden waren.

Vor ein paar Jahren hatte sie in der Zeitung von Städten gelesen, die von Polio heimgesucht wurden und daraufhin wie Pestdörfer im Mittelalter unter Quarantäne gestellt wurden. Sie war entsetzt gewesen, als sie erfuhr, dass Polizisten am Stadtrand Straßensperren errichtet hatten, um die Polioopfer einzuschließen und die Gesunden auszusperren. So etwas gab es heute nicht mehr. Man konnte im Sommer herumreisen, wie man wollte, solange es einem nichts ausmachte, Angst um seine Kinder zu haben.

Als sie an einer Ampel wartete, balgten sich die Kinder auf dem Rücksitz. Arlene rieb sich die Augen. In Gedanken sah sie Mikey Brown vor sich, der sich mit seinen Beinschienen zur Kirche schleppte, und das kleine Mädchen im Rollstuhl, das von seiner tapfer lächelnden Mutter in den Supermarkt geschoben wurde. Sie erinnerte sich an eine von Barrys kleinen Patientinnen, die in einer eisernen Lunge leben musste und Arlene durch den angewinkelten Spiegel über ihrem neomodischen Apparat beobachtete. Aber ihre Mädchen konnten Gott sei Dank noch laufen.

Beim Krankenhaus parkte sie am Bordstein und lockte ihre Älteste, Suzie, vom heißumkämpften Platz unter der Ablage am

Heckfenster hervor. Sie richtete die Schleifen, die die Haare der Mädchen in kleinen Knoten auf ihren Köpfen zusammenhielten, und strich ihre Röcke glatt, dann tupfte sie ihre eigene feuchte Stirn mit dem Taschentuch ab, bevor sie die braune Papiertüte mit Barrys Mittagessen nahm.

Auf dem Weg zu Barrys Etage schärfte sie den Mädchen ein, dass sie im Krankenhaus unbedingt leise sein mussten. Sie dürften die kranken Menschen hier nicht aufwecken. Der Fahrstuhlführer zog die Tür auf, und sie entdeckte Barry beim Schwesternzimmer. Er trug den Laborkittel, den sie gebleicht, gestärkt und gebügelt hatte, und grinste sie an. Die Mädchen stürmten los. »DADDY! DADDY! DADDY!«

Mit je einem Kind, das sich an sein Bein klammerte, stapfte er zum Empfangstresen. Die Sekretärin dahinter hörte auf zu tippen. »Sind sie nicht herzallerliebst?«

»Darf ich?« Barry deutete auf die Schale aus geschliffenem Glas auf dem Tresen.

»Nur zu.«

Er fischte zwei Lollis für die Mädchen heraus. »Wer möchte einen Lutscher?«

Gierig schnappten sie sich die Süßigkeiten und kämpften mit dem Einwickelpapier. »Die sind neu«, erklärte er Arlene, als die Mädchen ihr die Lollis zum Auspacken reichten. »Saf-T-Pops. Der Stiel ist gebogen, so dass er sich nicht in den Gaumen bohrt, wenn ein Kind damit hinfällt.«

»Pfiffig.«

Die Familie schlenderte den Korridor entlang, in dem es stark nach Reinigungsalkohol und Jod roch. Die Mädchen lutschten an ihren Lollis, und Arlene hörte zu, als Barry ihr erzählte, wie beschäftigt er war. Das wusste sie natürlich. Seit er im letzten Juli seine zweijährige Assistenzzeit begonnen hatte, kam er häufig erst spätabends nach Hause. Er war dann so müde, dass er nur noch

das Abendessen herunterschlingen konnte, das sie ihm aufwärmte, während er duschte, und dann ins Bett kroch. Heute sollte ein weiterer Assistenzarzt eintreffen. »Ein Kerl namens D. M. Horstmann«, sagte er. »Der gute D.M. sollte sich besser beeilen und mir zur Hand gehen, bevor der Vater dieser Kinder tot umfällt.«

»Barry.« Sie fühlte sich heute selbst seltsam müde, als würde auf der zellulären Ebene ihres Körpers ein Kampf ausgefochten. Angst streckte ihre scheußlichen Tentakel bis in ihre Eingeweide aus. Es war jetzt schon das dritte Mal, dass sie sich so seltsam fühlte.

Ulkig, dass eine Schwangerschaft in gewisser Hinsicht wie Polio war – körperliche Distanz war die einzige Möglichkeit, sie zu verhindern.

Die Mädchen hatten die Standwaage entdeckt und hüpfen darauf herum.

»Mädels!« Doch sobald sie ein Kind heruntergezogen hatte, krabbelte das andere bereits wieder auf die Trittpläche. Sie amüsierten sich prächtig und zerrten abwechselnd an dem Gerät und ihrem Dad, bis die zweijährige Trixie bei einem weiteren Versuch, glucksend die Waage zu erklimmen, nach hinten kippte. Ihr Kopf prallte auf die harten Bodenfliesen.

Arlene schrie auf. »Trix!« Sie riss das Kind sofort hoch, doch die Kleine bäumte sich auf und strampelte. Ihre Augen traten hervor, und das Gesicht lief rot an, doch sie schrie nicht.

»Barry! Sie erstickt!«

Arlene spürte einen Luftzug. Eine Frau eilte herbei, und mit einer geschickten Bewegung schnappte sie sich Trixie, ließ sich auf die Knie fallen, legte sich das Kind über den Unterarm und schlug sanft mit dem Handballen zwischen die Schulterblätter.

Eine rote Scheibe flog heraus, der gebogene Stiel dämpfte den Aufprall auf den Boden.

Hinter Arlene sagte eine tiefe Stimme: »Gut gemacht, Miss ...«

Die Frau übergab Arlene das Kind und richtete sich zu ihrer vollen beachtlichen Größe auf. Arlene hatte noch nie eine so große Frau gesehen. Neben ihr sah Barry wie ein Schuljunge aus. Sie rückte ihren randlosen Hut über honigfarbenen Haarbüscheln gerade, während sie den eingestickten Namen auf dem Laborkittel des Sprechers las. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Dr. Morgan! Genau Sie habe ich gesucht!«

Arlenens Blick sprang von dem Laborkittel zu Barry. Hugh Morgan war der Chefarzt. Barrys Boss.

Dr. Morgan legte den Kopf schräg. »Hatten wir bereits das Vergnügen ...?«

»Ich bin Dorothy Horstmann.«

Auf Dr. Morgans knochiger Stirn bildeten sich Falten.

Die Frau holte Luft. »Dr. D. M. Horstmann«, fügte sie hinzu. »Ich bin Ihre neue Assistenzärztin. Bitte entschuldigen Sie meine Verspätung. Mein Bus hatte eine Reifenpanne.«

Arlene unterdrückte einen überraschten Aufschrei. D. M. Horstmann war eine *Frau*?

Dr. Morgans Haut schien zu eng für sein Gesicht zu werden. »Wir hatten letzten Winter telefoniert.«

»Ja!«

»Und ich habe Ihnen mitgeteilt, dass wir bedauerlicherweise keine freie Stelle mehr haben.«

»Ja, das haben Sie.« Sie öffnete ihre Tasche. »Stellen Sie sich nur vor, wie überrascht und dankbar ich war, als ich kürzlich dieses Bestätigungsschreiben erhielt.« Sie zog einen zusammengefalteten Brief hervor.

Dr. Morgan warf einen kurzen Blick darauf und gab ihn ihr zurück. Er schwankte leicht, wie ein Baum, auf dessen Stamm man eingehackt hatte und der kurz davor war, umzustürzen. Hatte er vergessen, wer D. M. Horstmann war?

Barry nahm Arlenens Arm. Sie ergriff die klebrigen Hände der

Mädchen, und er führte sie von der feindseligen Konfrontation fort.

»Vielen Dank, Dr. Horstmann!«, rief sie über ihre Schulter.

»Glaubst du, sie hat mich gehört?«, fragte sie Barry.

»Das spielt keine Rolle«, sagte er. »Sie wird nicht lange bleiben.«

Nashville, Tennessee, 1941

»He, Horstmann, wollen Sie einen Blödmann kennenlernen?«

Die Stimme drang durch das Getümmel, in dem Dorothy, ein moderner Gulliver, von winzigen kleinen Männern niedergerungen und gefesselt wurde. Anscheinend war sie in die geheimnisvolle Welt der Winzlinge gestolpert, und jetzt waren sie ziemlich erbost.

Mühsam öffnete sie ein Auge. Vor den Pappkartons im Lageraum, in dem sich die Assistenzärzte gern ein Nickerchen gönnten, schaute ein Mann mit Babygesicht und rotem Kopf im weißen Kittel zu ihr herunter. Wahrscheinlich kein Traum. Barry Montgomery war wie sie Assistenzarzt im Vanderbilt. Aber ganz sicher war sie nicht. In den letzten achtundvierzig Stunden hatte sie dreißig Minuten geschlafen, was nicht ungewöhnlich war für die letzten zehn Monate im Vandy, und sie konnte ihren Sinnen nicht vertrauen.

Sie schloss ihre brennenden Augen. »Muss ich?«

»Ich glaube, diesen werden Sie sehen wollen, wenn man sich die Schwestern so ansieht.«

Aus dem Radio erklangen die letzten Töne eines Orchesterstücks. Dorothy hatte ganz vergessen, dass sie es eingeschaltet hatte, und jetzt verkündete das Geräusch klappernder Schreibmaschinen den Beginn einer Nachrichtensendung. Sie richtete sich auf und schaltete das Empfangsgerät aus.

»Wollen Sie die Nachrichten nicht hören?« Barry hatte drei Kinder, eines davon ein neugeborenes Baby, doch mit seinem fuchs-

roten widerspenstigen Haarwirbel und den rosigen Wangen sah er aus, als hätte er eher Steinschleuder und Mundharmonika in der Tasche und nicht Zungenspatel und Otoskop. Er war dreißig, ein Jahr älter als sie – sah sie auch noch so jung aus? »Was glauben Sie, in welches Land die Deutschen heute einmarschiert sind?«

Selbst im Halbschlaf machte sich ein unbehagliches Gefühl in ihr breit. Auf der anderen Seite des Globus spielten sich schreckliche Dinge ab, doch hier in den Staaten machten sie weiter, als wäre nichts geschehen. Es war unerträglich. »Gibt es denn noch Länder in Europa, die sie noch nicht besetzt haben?«

»Russland.« Barrys Stethoskop schlug gegen seinen weißen Kittel, als er sie auf die Füße zog. »Hoch mit Ihnen! Kommen Sie und sehen Sie sich diesen Kerl an – wenn Sie ihn durch die Mauer aus hechelnden Krankenschwestern sehen können.«

»Ich fasse es nicht, dass ich meinen kostbaren Schlaf dafür hergebe.«

»Schon gut. Sie können mir später danken.«

Ihr Traum war immer noch nicht ganz verflogen, als Barry sie den Flur hinunterschob. Es musste etwas damit zu tun haben, dass sie vorhin eine Gruppe A-Streptokokken unter dem Mikroskop betrachtet hatte. Wie robust diese Bakterien waren! Wenn sie sich in einer günstigen neuen Situation wiederfanden, wie auf einem Objektträger mit Blutagar, freuten sich die fröhlichen kleinen Hedonisten über ihr Glück und stürzten sich in eine wilde Fressorgie, woraufhin sie sich fortpflanzten und weiter fortpflanzten, bis nichts mehr übrig war, was sie aus diesem Leben noch herausaugen konnten, und dann starben sie. Sie mochte die kleinen Monster fast gern, die so kühn waren, so hungrig, so versessen darauf, alles auszukosten. Sie würde sie mögen, wenn sie nicht Millionen Menschenleben kosten würden.

Ein unheilvolles mechanisches *Zisch-STÖHN*, *Zisch-STÖHN* drängte sich in ihre Gedanken. Hinter den Fenstern der Poliosta-

tion sah sie Krankenschwestern, die zwischen den weinenden Kleinkindern in ihren Wiegen und den Kindern im Ganzkörpergips hin- und herliefen. Andere Schwestern kümmerten sich um die Quelle des metallischen Stöhnens, die Beatmungsapparate, in denen einzelne Kinder lagen.

An der Universität hatte Dorothy einmal darum gebeten, in einer Eisernen Lunge liegen zu dürfen, um zu erleben, wie es sich anfühlte. Zwei Krankenschwestern hatten ihr die Bitte zögernd erfüllt und sich vielsagende Blicke zugeworfen, als sie sich auf eine Trage gelegt und befohlen hatte: »Schieben Sie mich hinein.«

Die Schwestern rollten sie neben das Beatmungsgerät und hoben sie wie bei *Gullivers Reisen* von der Trage auf die gepolsterte Liegefläche. Sie schoben die Liege in die Stahlröhre, schlossen den sargähnlichen Deckel und verriegelten ihn, so dass nur noch ihr Kopf herausschaute.

»Bereit!«

Jemand stellte das Gerät an. Mit einem Klicken sprang die Maschine an. Etwas drückte Dorothys Brust zusammen, als würde sich ein Elefant daraufsetzen. Nachdem jedes Fitzelchen Luft aus ihr herausgepresst worden war, stand der Elefant auf, und ein Tsunami aus Sauerstoff rollte über sie hinweg. Sie ertrank in Luft, bis der Elefant sich wieder setzte und alles aus ihr herausdrückte.

Sie klopfte an die Seiten des Tanks. Irgendwo aus ihren Lungen kratzte sie genug Luft zusammen und keuchte: »Hilfe!«

Die Schwester – Dorothy erinnerte sich noch immer an ihren Namen, Trudy – schob ihr Gesicht nur wenige Zentimeter über Dorothys. Ihr Atem roch nach dem Pfefferminzkaugummi, das zwischen ihren Zähnen und der Wange klemmte. »Gehen Sie mit. Lassen Sie los. Lassen Sie die Maschine die Arbeit machen.«

»Ich kann nicht!«

Dorothy spürte, wie jemand ihre Hand ergriff – Trudy hatte den Arm durch eine der Luken gesteckt. »Doch, Sie können.«

Beschämenderweise war sie den Tränen nah, doch Dorothy ließ zu, dass das Gerät die Luft aus ihren Lungen herauspresste und sie anschließend wieder freigab, damit frischer Sauerstoff in sie hineinströmen konnte. Sie atmete – nicht so, wie *sie* wollte, nicht bequem, nicht natürlich, nicht glücklich, aber sie atmete.

Noch heute fühlte sich diese Angst ganz frisch an, wenn sie über die aufgereihten Maschinen blickte. Der Spiegel über dem Kopfteil jedes Geräts zeigte das Entsetzen, die Verwirrung oder die Resignation des Kindes darin. Ihre Aufgabe als Ärztin war es, diese kranken Kinder zu heilen. Noch schlimmer, sie glaubten tatsächlich, sie könnte es.

Barry zog sie am Arm. »Kommen Sie, Horstmann. Sie werden Polio heute nicht besiegen.«

»Was, wenn ich es eines Tages schaffe?«

Er lachte. »Natürlich werden Sie das. Und ich finde die Quelle der ewigen Jugend.«

Am Ende des Flures hatte sich eine Menschentraube um die Schwesternstation gebildet. Der Mann im Mittelpunkt schien nicht sehr viel älter zu sein als Dorothy. Er sah geradezu lächerlich gut aus; das dunkle Haar war wie bei dem bekannten Matineeidol mit Pomade in Wellen gelegt, der Schnurrbart gepflegt und elegant. Er hatte sogar die gleiche Kinnspalte wie Laurence Olivier. Dem teuren Nadelstreifenanzug nach zu urteilen, könnte er tatsächlich ein Star sein, oder er hatte Geld. Die meisten Menschen in ihrem Beruf stammten aus reichen Elternhäusern, zumindest an den angesehenen medizinischen Hochschulen. Frauen waren an solchen Orten selten, Frauen aus Familien wie ihrer sogar noch seltener. Tatsächlich war sie in ihrem Fachgebiet bisher noch keiner anderen Person wie ihr begegnet. Sie war die menschliche Entsprechung eines Einhorns.

Barry sprach den Mann über die Schar der Krankenschwestern hinweg an. »Doktor, ich möchte Ihnen jemanden vorstellen.«

Als die Schwestern hörten, dass ein Arzt sprach, selbst wenn es nur ein Assistenzarzt war, machten sie den Weg für Barry frei.

»Entschuldigen Sie.« Dorothy versuchte, ebenfalls durchzukommen, doch die Schwestern waren nicht daran gewöhnt, einer Frau Platz zu machen. »Entschuldigen Sie bitte. Verzeihung.« Sie drückte den Arm einer Schwester, nachdem sie sie versehentlich angerempelt hatte, dann streckte sie dem jungen Dr. Aalgatt die Hand entgegen. »Ich bin Dorothy Horstmann. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.«

Er hörte lange genug auf zu reden, um seinen Blick die beachtliche Strecke ihres Arztkittels von oben bis unten entlangwandern zu lassen. Sie wappnete sich. *Nur zu. Sagen Sie es.*

Er streckte seine Hand aus. »Dr. Horstmann, schön, Sie kennenzulernen. Albert Sabin. Dies ist mein Kollege ...«, er schob den jungen Mann neben sich nach vorn, »... Robbie Ward.«

Dr. Ward, grobknochig und bullig wie ein Footballspieler, schob das Kinn zurück und gaffte sie an. »Sie sind aber groß!«

Na bitte. Irgendwie legte der Anblick einer einen Meter fünf- undachtzig großen Frau in den Gehirnen der meisten Menschen einen Schalter um, und sie platzten mit diesen vier Worten heraus. Es war verblüffend.

Bewundernd schüttelte er den Kopf. »Und ziemlich blond.«

Vermutlich qualifizierte das Vogelnest auf ihrem Kopf sie als Blondine. Sie lächelte Dr. Ward an, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, falls er begriff, wie idiotisch er sich anhörte, dann wandte sie sich an Dr. Sabin. »Sind Sie nicht derjenige, der Ärzten rät, im Sommer keine Tonsillektomien durchzuführen, weil man einen Zusammenhang zwischen Mandelentzündungen und Polio vermutet?«

Er verbeugte sich. »Genau der.«

»Wie alt waren Sie, als Sie diesen Aufsatz verfassten?«, fragte Barry. »Zehn?«

»Sechszwanzig«, sagte Dr. Sabin. »Doch selbst ein Zehnjähriger hätte darauf kommen können, dass es eine schlechte Idee ist, mitten in der Poliosaison zu operieren.« Er verzog einen Mundwinkel. »Meistens liegt die Wahrheit auf der Hand, doch wir ignorieren sie.«

Oh ja. Das war *der* Dr. Sabin, der Wunderknabe. Sie hatte von ihm gehört, als sie sich in San Francisco durch ihr Medizinstudium gekämpft hatte. Als *er* an der Uni war, hatte er einen Test entwickelt, den Ärzte auf der ganzen Welt noch immer benutzten, um schneller zu bestimmen, welcher Bakterientyp eine Lungenentzündung verursachte. Es war allgemein bekannt, dass man ihm die Leitung der pädiatrischen Forschungsabteilung an der Cincinnati University angeboten hatte – einer unbedeutenden Einrichtung, bis er sie übernahm. Angeblich kamen viele Kollegen nicht mit seiner anmaßenden Arroganz zurecht und ärgerten sich über seine Überzeugung, er sei jedem anderen Lebewesen in seinem Denken weit voraus. Aber Dorothy konnte nicht erkennen, inwiefern er sich dadurch von den meisten anderen Medizinern unterschied.

Jetzt ging er den Flur hinunter, als wäre er der Chefarzt auf großer Visite und nicht ein junger Arzt auf Besuch. Dorothy und die anderen drei Ärzte folgten ihm. Dr. Ward ging neben ihr und musterte sie, als wollte er herausfinden, wer von ihnen größer war.

»Was führt Sie in unser bescheidenes Krankenhaus?«, fragte Barry Dr. Sabin.

Dorothy hörte den Sarkasmus heraus. Am Vanderbilt war nichts bescheiden. Manche Menschen sahen in der Universität gern das Harvard des Südens. Einige frischgebackene Ärzte, darunter auch Barry, entschieden sich allein wegen des Prestiges, als Assistenzarzt an dieses Krankenhaus zu gehen. Dorothy konnte etwas Pres-

tige zwar ebenfalls gut gebrauchen, doch sie hatte sich für das Vandy entschieden, weil ... nun, weil man sie hier genommen hatte. Und selbst das war ein Versehen gewesen. Dr. Morgan hatte vergessen, dass Dr. D.M. Horstmann eine Frau war, als er sie auf Grundlage ihrer Bewerbung eingestellt hatte. Er hatte immer noch nicht herausgefunden, wie er sie wieder loswerden konnte.

Robbie Ward antwortete für Dr. Sabin. »Das ist streng geheim.«

»Eigentlich gar nicht«, sagte Dr. Sabin. »Ich habe von den National Institutes of Health die Erlaubnis erhalten, jedes Polioopfer im Umkreis von 400 Meilen um Cincinnati zu obduzieren. Sie haben hier einen siebenjährigen Jungen, der heute Morgen verstorben ist, und hier bin ich.«

Dorothy wandte den Blick ab, ein scharfer Schmerz durchbohrte ihr Brustbein. Das Kind war mit Schwächegefühl in den Armen und den unteren Extremitäten eingeliefert worden. Innerhalb von zwei Stunden waren die Lähmungen so weit vorangeschritten, dass sie nicht einmal genügend Zeit hatten, ihn in eine Eiserne Lunge zu legen, damit er atmen konnte. Er starb, während Dorothy verzweifelt einen Luftröhrenschnitt machte. Zwölf Minuten lang hatte sie versucht, ihn wiederzubeleben, nachdem der Oberarzt ihn bereits für tot erklärt hatte. Der Arzt hatte sie aus dem Zimmer geschickt und ihr gesagt, sie solle sich »zusammenreißen«. So war sie im Labor gelandet, wo sie wie betäubt das Treiben der tödlichen, mikroskopisch kleinen Streber beobachtet hatte.

»Sie sind den ganzen Weg nach Tennessee gekommen nur für eine Leiche?«, fragte Barry. »Haben Sie in Ohio nicht genug davon?«

Dr. Sabin hob sein Kinn mit der Olivier-Spalte. »Offensichtlich nicht.«

»Man fährt vier Stunden bis hierher«, sagte Barry.

»Dreieinhalb«, korrigierte Dr. Sabin, »wenn Robbie am Steuer

seines Cabrios sitzt. Wenn er der Medizin jemals überdrüssig wird, könnte er Rennfahrer in *Le Mans* werden.« Dorothy fiel auf, dass er den Namen französisch aussprach. Ein Mann von Welt.

Robbie strich sich mit der Hand über die Halbinsel aus sandfarbenem Haar, die sein zurückweichender Haaransatz übrig gelassen hatte. »Ich fahre nicht zu schnell. Es stimmt allerdings, dass meine Frau sich weigert, mit mir auszufahren, wenn das Verdeck unten ist.«

»Seien Sie froh, wenn Sie nicht im Februar hinten auf seinem Motorrad mitfahren müssen«, sagte Dr. Sabin.

»Wie bitte?«, rief Robbie. »Es war nicht meine Idee gewesen, mit der Harley zu diesem Fall zu fahren!«

Dorothy fragte laut: »Warum machen Sie so viele Obduktionen?«

Die Männer sahen sie an, als ihr Männerclubgeplauder abrupt unterbrochen wurde.

»Sie fahren im Land herum, um Patienten post mortem zu untersuchen, die nicht Ihre sind – warum?« Sie lächelte. Immer lächeln. Immer entwaffnen. »Ich kann mir angenehmere Gründe für eine Autofahrt vorstellen.«

Dr. Ward sah sich um, als könnte hinter dem Trinkbrunnen ein Spion lauern. »Wir arbeiten an etwas ganz Großem. Wenn wir fertig sind ...«

Ein Blick von Dr. Sabin brachte seinen Kollegen zum Schweigen.

»Darf ich hospitieren?«, sagte Dorothy.

»Bei der Autopsie?«, rief Dr. Ward. »Sie wollen bei einer Autopsie hospitieren?«

»Es wäre nicht meine erste.« Sie mochte Obduktionen zwar nicht besonders, aber immer noch lieber, als zum Beispiel Mäusen Krankheitserreger zu spritzen. Der Obduzierte konnte nicht länger leiden; eine Maus schon. Doch sie hatte es nicht geschafft, den

Jungen zu retten, und hatte das Gefühl, es ihm schuldig zu sein. Sie musste herausfinden, was schiefgelaufen war. Sie würde alles tun, um dem Tag näher zu kommen, an dem sie keiner Mutter mehr erklären musste, dass sie ihr Kind an Polio verloren hatte.

Dr. Sabin zuckte die Achseln. »Ich sehe keinen Grund, weshalb Sie nicht dabei sein sollten. Sie werden Gesellschaft haben.«

2

Dorothy spähte durch das Fenster der Galerie. Es würde eine überaus seltsame Obduktion werden. Nicht nur, dass sie in einem chirurgischen Operationssaal anstelle der Leichenhalle stattfand – Dr. Sabin hatte auch seine eigenen Instrumente mitgebracht, ganze Arztkoffer voll. Jetzt trug er OP-Kleidung, Maske und Handschuhe, als wäre sein Patient noch am Leben, und begutachtete seine Ausrüstung. Dutzende von Skalpellen, Sägen, Scheren und Zangen lagen vor ihm wie die Tasten einer Orgel, die er zu spielen beabsichtigte. An seiner Seite bereitete Robbie, der Assistent des Meisters, Objekträger und Glasfläschchen vor. Der Leichnam war noch nicht hereingebracht worden.

In derselben Reihe wie Dorothy saß der Chefarzt Dr. Morgan (der sich immer noch nicht davon erholt hatte, eine Frau in seiner Ärzteschaft zu haben) und beobachtete das Treiben mit tief in den Höhlen liegenden Augen. »Das ist doch lächerlich.«

Die neun anderen anwesenden Ärzte nickten.

Er beugte sich vor, um in das Mikrophon zu sprechen. Das Licht einer Deckenleuchte spiegelte sich auf seiner knöchigen Stirn. »Wozu diese aufwendige Inszenierung, Dr. Sabin?«

Dr. Sabin schaute im hellen Licht der Operationsleuchten nach oben, sichtlich verärgert, weil sich die Ankunft des Leichnams verzögerte. »Da sich die Sache noch etwas hinzuziehen scheint, gestatten Sie mir, Ihnen einige Hintergrundinformationen zu liefern. Wie Sie wissen, sagt unser geschätzter Kollege Simon Flexner, dass das Poliovirus über die olfaktorischen Nervenbahnen in

den Körper gelangt und von dort aus direkt das zentrale Nervensystem befällt.«

»Ja, das wissen wir«, sagte Dr. Morgan. »Sie könnten Ihre Maske abnehmen, damit wir Sie besser verstehen können – Sie werden den Leichnam schon nicht infizieren, wenn er dann mal da ist.«

Ein paar der Ärzte lachten.

Unten im Operationssaal hatte Dr. Sabin ihn nicht gehört, oder zumindest tat er so. »Und da Dr. Flexner das sagt, was tut die Wissenschaftsgemeinde? Sie sucht nach Wegen, um das Virus am Eintreten durch die Nase zu hindern. Sie verschreibt Nasenstöpsel und gibt Kindern Zinkpuder oder Pikrinsäure in die Nase. Nichts davon funktioniert oder noch schlimmer. Einige der Kinder haben ihren Geruchssinn für immer verloren. Unsere Kollegen scheinen Hippokrates vergessen zu haben: ›Erstens nicht schaden.««

»Wir vergessen Hippokrates keineswegs«, erklärte ein Arzt, »wenn wir versuchen, ein Kind zu retten!«

Dr. Sabin wartete, bis es auf der Galerie wieder ruhiger wurde. »In der Zwischenzeit sterben weitere Kinder an Polio. Doch niemand fragt sich, ob es nicht sein könnte, dass Flexners Schlussfolgerung auf einer fehlerhaften Arbeit beruht.«

»Aber warum sollten wir das denken?«, rief Dr. Morgan ins Mikrofon. »Simon Flexner ist die führende Autorität in Sachen Polio.«

Dr. Sabin legte seinen Kopf schräg und lächelte leicht. »Wenn etwas nicht funktioniert, sollte man sich dann nicht fragen, *warum* es nicht funktioniert?«

Hinter dem Glas murrten die Ärzte. Neben Dorothy sagte Barry: »Für wen hält der sich?«

Dr. Sabin warf einen finsternen Blick auf die Tür des Operationssaals, ehe er fortfuhr: »Erstens beruhte Flexners Schlussfolgerung, das Poliovirus würde durch die Nase in den Körper gelangen, auf

Untersuchungen an Rhesusaffen. Was, wenn sich das Poliovirus bei ihnen anders verhält als bei anderen Primaten, allen voran dem Menschen? Ich habe bereits herausgefunden, dass dies der Fall ist. Was für den Rhesusaffen gilt, gilt nicht notwendigerweise für uns.

Zweitens ist mir aufgefallen, dass die Obduzenten in Flexners Studien verschmutzte Skalpelle verwendet und keinen Wert auf Sterilität gelegt haben. Vermutlich dachten sie, das spiele keine Rolle mehr, da die Patienten bereits verstorben waren. Aber sehen Sie, es *spielt* eine Rolle. Wenn Polioviren auf einem Skalpell ein ansonsten sauberes Gewebestück kontaminieren, könnte man daraus falsche Schlüsse ziehen.« Er blickte zu der Reihe Ärzte hinauf. »Dasselbe gilt für einen Obduzenten, der keine Maske trägt.«

»Glauben Sie, Sie könnten Polio haben?«, spottete Dr. Morgan.

»Haben wir bewiesen, dass das unmöglich ist? Meine Herren, wenn es um Polio geht, haben wir so gut wie nichts bewiesen.« Er lief jetzt auf und ab, seine Verärgerung wuchs. »Flexners Arbeit war schlampig, aber wir haben sie nicht in Frage gestellt, weil Flexner der Beste war. All die Jahre, die wir vergeudet haben wegen einer früheren Fehlannahme.«

Der Chefarzt beugte sich zum Mikrophon. »Woher wissen Sie, dass sie vergeudet sind?«

»Wo ist der Leichnam?«, polterte Dr. Sabin. »Robbie! Los, suchen Sie ihn!«

Robbie trollte sich.

Widerwillig richtete Dr. Sabin seine Aufmerksamkeit wieder auf die Galerie über sich. Mit finsterner Miene zog er seine Maske herunter. »Bei allen sterilen Gewebeentnahmen, die Dr. Ward und ich bisher durchgeführt haben, konnten wir kein einziges Mal das Poliovirus im Bulbus olfactorius nachweisen. Es ist schlichtweg nicht da.«

»Sie behaupten also, Simon Flexner hätte sich geirrt!«, sagte Morgan.

»Im Kern – ja.«

»Aber wie gelangt das Virus dann ins Nervensystem, um die Lähmungen hervorzurufen? Welchen Weg nimmt es?«

»Jetzt wird es interessant.« Dr. Sabin hielt inne, als würde er diese Information nur widerwillig teilen. »Beim Rhesusaffen ist das Poliovirus im Gewebe des Verdauungstrakts vielleicht nicht nachzuweisen, aber beim *Menschen* ist es das definitiv.«

Dorothy ließ sich zurücksinken. Das ergab keinen Sinn. Polio war eine Erkrankung des Nervensystems, sie lähmte ihre Opfer, manchmal so weit, dass sie nicht mehr atmen konnten, wie das arme Kind, das sie obduzieren würden. Doch andere Wissenschaftler hatten bereits Polioviren im menschlichen Stuhl nachgewiesen. Wollte Sabin damit andeuten, dass das Virus den Verdauungstrakt nicht nur passierte, sondern darin heranreife? Wie gelangte es dorthin? Wie konnte es die Kinder von dort aus lähmen?

Robbie stürmte in den Operationssaal. »Es gibt eine Verzögerung bei der Freigabe der Leiche.«

Dr. Sabin riss die Hände hoch. »Das kann nicht sein. Ich habe alle nötigen Papiere.«

»Die Mutter weigert sich.«

»Weiß sie denn nicht, dass es zum Wohl der Wissenschaft ist?«, rief er, als wäre das die wichtigste Motivation im Leben aller Menschen.

»Ein paar Krankenschwestern reden mit ihr, aber sie können sie nicht umstimmen.«

»Tun Sie etwas!«, schrie er.

Seine Ideen brannten in Dorothy wie ein Schluck Whiskey. Sich jetzt zurückzuziehen tat weh, aber jemand musste helfen.

Sie bahnte sich ihren Weg an Hosenbeinen vorbei. »Entschuldigung. Entschuldigen Sie bitte.« Stirnrunzelnd machte Dr. Morgan

ihr Platz, als sie den verchromten Mikrofonkopf nach oben bog. Ihre Stimme durchschnitt die Luft. »Dr. Sabin.«

Er beschattete seine Augen. »Dr. Horstmann?«

»Ich kenne die Mutter. Ich kann versuchen, mit ihr zu reden.«

»Ja«, sagte Dorothys Oberarzt. »Ja, lassen Sie Dorothy gehen.«

Dr. Morgan entließ sie mit einer Handbewegung. »Gehen Sie. Dies ist ohnehin kein Ort für Frauen.«



Dorothy saß im Warteraum neben der Mutter des Patienten, einer jungen Frau mit zarten Armen und Handgelenken, die neben Dorothy mit ihren kräftigen Wikingerknochen einer anderen Spezies anzugehören schien.

»Mrs. Brooks, mein aufrichtiges Beileid zum Tod Ihres Sohnes Richard.«

Die Frau hob das Gesicht. Weiche rosige Schwellungen hatten die Augen zu schmalen Schlitzern werden lassen. »Ich kenne Sie. Sie sind diejenige, die herausgekommen ist und mir gesagt hat, dass er gegangen ist.« Zwischen den Zeilen schwangen die Worte mit: *Sie sind diejenige, die ihn verloren hat.*

»Ist Mr. Brooks hier?«

Die Frau zupfte an dem schlaffen Volant an ihrem Hals. »Es gibt keinen Mr. Brooks. Er ist letztes Jahr an einem blutenden Magengeschwür gestorben.«

Dorothy wollte nur, dass die Frau jetzt nicht allein war, und nun hatte sie es bloß noch schlimmer gemacht. »Gibt es jemanden, der bei Ihnen sein kann?«

»Meine Schwester Carolyn. Aber ich habe sie losgeschickt, um einen Anwalt zu suchen.« Der Kopf der Frau schwang auf ihrem dünnen Hals vor und zurück, und die weichen braunen Locken wippten im Takt mit. »Ich weiß, dass ich irgendwelche Papiere unterschrieben habe, aber ich habe meine Meinung geändert. Ich

kann Richard das nicht antun.« Sie schluckte hörbar. »Ich bin seine Mutter. Zählt das nicht?«

»Doch. Es zählt. Vollkommen.«

Die Mutter starrte auf den Schnappschuss in ihrer Hand. »Ich weiß, dass Sie ihn für die Forschung haben wollen.«

»Ja. Um anderen zu helfen.«

Mrs. Brooks Gesicht verzerrte sich. »Können Sie nicht einfach Affen nehmen?«

»Es heißt, dass man den Menschen am besten am Menschen studiert.« Dorothy seufzte. »Ich fürchte, das ist wahr.«

Mrs. Brooks ließ das Foto in ihrem Schoß sinken. »Er hatte 38 Grad Fieber und hat sich übergeben. Er sagte, er wolle ins Bett. Seine Arme und Beine fühlten sich komisch an, er konnte sie nicht richtig bewegen, aber er wollte einfach nur ins Bett.« Sie ballte die Fäuste und bohrte den Daumnagel in das Foto. »Ich wollte ihn ins Krankenhaus bringen, aber er bettelte mich an, es nicht zu tun. Er fürchtete sich vor dem Krankenhaus. Es ist der Ort, an dem sein Dad gestorben ist.«

»Es tut mir so leid.«

»Ich sagte zu Richie, in Ordnung, schlaf ein wenig. Wir werden sehen, wie du dich morgen fühlst.« Sie hob den Kopf. »Ich habe ihn umgebracht, weil ich gewartet habe.«

»Sie haben Ihr Bestes getan.«

»Aber das hat nicht gereicht!«

Genauso wenig wie Dorothys Behandlung ihres Sohnes. Der Raum zwischen ihr und dieser armen Mutter war so dicht mit Schuldgefühlen gefüllt, dass man sie in Blöcke hätte schneiden können.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Mrs. Brooks.

Ihre Blicke trafen sich.

»Nein. Ich wünschte, ich hätte eines.« Dorothy hatte noch nie einer Seele davon erzählt. Sie gestand es sich selbst kaum ein.

Mrs. Brooks berührte den gezackten Rand des Fotos. »Wann immer ich etwas Schwieriges tun musste, sagte ich mir, du hast ein Baby zur Welt gebracht, Milly. Wenn du die Qual der Geburt überstanden hast, dann kannst du alles schaffen.«

Dorothy hatte während ihres Praktikums in der Geburtshilfe genügend Babys auf die Welt geholfen, um feierlich zu nicken.

Mrs. Brooks sah, dass Dorothy wusste, was sie meinte. »Aber eine Geburt dauert Stunden. Dies hier ... das wird niemals aufhören. Was soll ich mir jetzt sagen? Wie soll ich weiterleben?«

Dorothy würde nicht wegsehen. Diese Frau hatte die Wahrheit verdient. »Ich weiß es nicht. Aber Sie werden es.«

Sie saßen zusammen, der Kummer der Frau erfüllte den leeren Warteraum.

Mrs. Brooks schaute vom Schnappschuss auf. »Wenn ich ihn den Ärzten überlasse, wird es anderen helfen?«

Dorothy nickte. »Ja.«

»Dann nehmen Sie mein Baby. Jemand muss doch *irgendetwas* gegen diese schreckliche Krankheit machen.« Die Frau schaute wieder auf das Foto hinunter.

Dr. Sabin war nicht der einzige Held.



An diesem Abend saß Dorothy im Diner gegenüber dem Krankenhaus vor einer Tasse angebranntem Kaffee und sah zu, wie Barry sich ein weiteres Stück Zucker aus der Schale fischte. Das Restaurant war vernebelt von Tabakqualm und dem Dampf bratender Hamburger, an den Tischen saßen junge Privatdozenten mit Pfeife und ausgebeulten Aktentaschen, Medizinstudenten mit glasigem Blick und Zigarette rauchende Doktoranden mit aufgerollten Hemdsärmeln. Bis auf die zwei Kellnerinnen mit weißen Hauben und Schürzen und eine Krankenschwester, die mit einem Arzt an einem Tisch saß, war Dorothy die einzige Frau.

»Ich weiß nicht, was Sabin und Ward vorhaben, außer Aufmerksamkeit zu erregen.« Barry ließ den Zuckerwürfel in seine Tasse plumpsen und rührte um. »Ist es wirklich wichtig, wie das Poliovirus ins Nervensystem gelangt? Was zählt, ist, wie wir es behandeln, sobald es da ist.«

Dorothy schaute über den Rand ihrer eigenen Tasse. Es machte eine Menge aus. Um Polio zu besiegen, musste man das Virus im Körper außer Gefecht setzen, *bevor* es das Nervensystem angriff. Dabei würde es außerordentlich helfen, wenn man wüsste, wo im Körper man es am besten angreifen konnte. Wieso leuchtete ihm das nicht sofort ein?

»Wie auch immer, es tut mir leid, dass Sie die Vorstellung verpasst haben, Dot, aber danke, dass Sie die Mutter zur Vernunft gebracht haben. Wenn Sie sie nicht festgehalten hätten, bis diese beiden Pfeifen fertig waren, wäre die Vorstellung ausgefallen.«

Ihr kochte das Blut in den Adern. »Ich habe weder versucht, sie zu überreden, noch habe ich sie festgehalten. Es war ihre Entscheidung, uns ihren Sohn zu überlassen. Sie wollte ihren Beitrag zur Forschung leisten.«

Er legte den Kopf in den Nacken, um seine Tasse bis auf den letzten Tropfen zu leeren. »Danke jedenfalls, dass Sie sich geopfert haben. Das war sehr anständig von Ihnen.«

Sah er denn nicht, was für ein Opfer diese Frau gebracht hatte? Sie wollte gerade erwidern, dass ihr Einsatz überhaupt nichts mit Anstand zu tun hatte, als Albert Sabin das Diner betrat.